

HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

ANDREJ DJAKOW

**DIE REISE
IN DIE
DUNKELHEIT**

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen
von Matthias Dondl

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe
BO MPAK
Deutsche Übersetzung von Matthias Dondl



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 9/2012
Redaktion: David Drevs
Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:
David Drevs
Copyright © 2011 by Dmitry Glukhovsky
Copyright © 2012 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-52939-7
www.heyne-magische-bestseller.de

DMITRY GLUKHOVSKY

DAS METRO 2033- UNIVERSUM

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisierten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutungen an über den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu be-

schreiben? Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits fünfundzwanzig Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst unter anderem so unterschiedliche Städte und Regionen wie Moskau, St. Petersburg, Kiew, aber auch Nowosibirsk und den Hohen Norden.

Einer der erfolgreichsten Autoren des METRO 2033-UNIVERSUMS ist Andrej Djakow. Nach »Die Reise ins Licht« liegt nun sein zweiter Roman in deutscher Übersetzung vor.

Doch es sind nicht nur Übersetzungen, die für die internationale Ausdehnung unseres Universums sorgen. Ein englischer und ein italienischer Autor haben bereits ihre Version der Metrowelt veröffentlicht und auch Kollegen aus anderen Ländern stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu betreten. Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitrügen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie unser Experiment nun auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?



ANDREJ DJAKOW

**DIE REISE
IN DIE
DUNKELHEIT**

INHALT

ERSTER TEIL: An der Schwelle zum Krieg

1	Noch eine Katastrophe	15
2	Das Ultimatum	33
3	Die Entführung	51
4	Die Stummel	69
5	Die Friedhofsstation	87
6	Die Heiden	107
7	Die Linie 3	131

ZWEITER TEIL: Die Fremde

8	Am Scheideweg	159
9	Der Schwur	177
10	Der Letzte Wille	195
11	Schlechte Neuigkeiten	213
12	Die Überfahrt	235
13	Reise in die Dunkelheit	255

DRITTER TEIL: Der Hüter

14	Die Hinrichtung	275
15	Die Aussprache	289
16	Der rote Faden	305
17	Weg ins Nirgendwo	323
18	Im Sumpf	341
19	Ein nachlässiger Hausherr	365
20	Auf Leben und Tod	385
	Epilog	403
	Anmerkungen	409



ERSTER TEIL

**AN DER SCHWELLE
ZUM KRIEG**

1

NOCH EINE KATASTROPHE

Aus der Ferne sah das bizarre Geschöpf wie ein U-Boot aus. Ein träge durchs Wasser pflügendes Monster, offenbar aus der entfernten Verwandtschaft der Wale. Der hässliche Auswuchs an seinem buckligen Rücken hatte allerdings wenig Ähnlichkeit mit den eleganten Flossen der Meeressäuger, sondern glich eins zu eins dem Turm eines Unterseeboots.

Bis vor Kurzem hatte sich der Leviathan in den Weiten der Ostsee völlig unbehelligt gefühlt. Keine einzige Kreatur im Umkreis von etlichen Seemeilen hätte sich gegen die urwüchsige Kraft seiner alles zermalmenden Kiefer zur Wehr setzen können. Erst in jüngster Zeit war ein gefährlicher Gegner aufgetaucht.

Der Mutant peitschte das Wasser mit seiner mächtigen Schwanzflosse und stieß ein infernalisches Brüllen aus. Wie ein Donner rollte es über das Meer und verhallte dann irgendwo im Nebelschleier am Horizont. Als der Meeresräuber sich abermals anschickte, seine Revieransprüche kundzutun, ertönte von Norden her ein vibrierendes Signal. Für einige Augenblicke trieb das Monster reglos im Wasser, als würde es lauschen. Als das penetrante Geräusch sich wiederholte, setzte es seinen massigen Körper hastig in Bewegung, ließ seine Schwanzflosse noch einmal aufs Wasser klatschen und tauchte ab.

Obwohl der Leviathan nur über ein winziges Gehirn verfügte, hatte sich seine erste Begegnung mit dem Urheber des seltsamen Rufs nachhaltig darin eingepägt. Mit diesem Gegner war nicht zu spaßen.

Es handelte sich um ein nicht minder kolossales Ungetüm, das ausschließlich an der Oberfläche schwamm, eine undurchdringliche Panzerhaut besaß und obendrein mit glühenden Spießen um sich warf, die peinigende Schmerzen verursachen konnten.

Beim ersten Aufeinandertreffen hatte der Leviathan eine erkleckliche Anzahl von Zähnen eingebüßt und zum ersten Mal überhaupt so etwas wie Angst empfunden, als er den heißen Atem des fremden Räubers spürte. Nun folgte er seinen natürlichen Instinkten und ergriff eiligst die Flucht.

Die Wasseroberfläche an der Tauchstelle des Mutanten hatte sich kaum wieder geglättet, als die gepanzerten Bordwände einer gigantischen Stahlkonstruktion sie teilten wie ein überdimensionaler Pflug. Die Schiffshupe kündete vom Beginn der Tagschicht. Takelagen knarzten, und über zahlreiche Decks hallten die Flüche von Matrosen.

Ein Wust von Aufbauten, Fangkörben und Tauen verbarg die Umrisse der schwimmenden Bohrplattform. Im Laufe der Zeit war der alte Stahlkoloss mit Bretterhütten und einer ganzen Armada zerbrechlicher Beiboote ausgestattet worden und sah nunmehr aus wie ein Fischerdorf auf einem Felsufer.

Die »Babylon« fuhr volle Kraft voraus gen Süden. Bereits weit hinter ihr lag die Insel Moschtschny – jener Flecken Erde, der zur neuen Heimat für viele geworden war, die den Jüngsten Tag überstanden hatten und noch die innere Kraft besaßen, um weiterzuleben.

Großvater Afanassi beobachtete den Neuling, den man kurz vor dem Ablegen seiner Reparaturbrigade zugeordnet hatte, und runzelte ärgerlich die Stirn. Der etwa fünfzehnjährige Junge hatte schon die ganze Zeit nur sinnlos herumgestanden und keinerlei Anstalten gemacht, sich an der Arbeit zu beteiligen. Auch jetzt dachte Petro überhaupt nicht daran, sich an den ölverschmierten Innereien des defekten Dieselmotors die Finger schmutzig zu

machen. Stattdessen zog er schon wieder eine Selbstgedrehte hinter dem Ohr hervor und stieg die Treppe zum Ausgang aus dem Maschinenraum hinauf.

»Findest du nicht, dass du ein bisschen zu viel rauchst, Grünschnabel?«, raunzte Afanassi ihm hinterher.

»Aber es ist doch ... äh ... meine erste Fahrt ... Ich werfe nur noch mal einen Blick auf unsere Insel und komme dann gleich zurück«, stammelte der Junge verlegen.

»Hol dir keine Dosis da oben!«, lästerte der fette schwedische Mechaniker Bergin und grinste in seinen buschigen Schnauzer.

»Es hat doch keine Strahlenwarnung gegeben. Alles sauber draußen. Ich beeil mich.«

Petro stieg die Gitterstufen hinauf, entriegelte die Tür und schlüpfte ins Freie hinaus. Großvater Afanassi seufzte und warf seinen Arbeitern vielsagende Blicke zu. Es war nicht schwer zu erraten, was er dachte: Diese Jugend heutzutage. Nichts als Flausen im Kopf ...

»Macht nix! Er gewöhnt sich schon«, sagte der Schwede. »Der Junge hat was in Kopf. Wie sagt man ... Er wird es zu was bringen. Soll er ruhig ein bisschen Luft holen.«

»Luft schnappen.«

»Ja, genau! Das wollte ich sagen.«

Missmutig inspizierte der ergraute Brigadier das ausgeweidete Aggregat und winkte ab.

»Was soll's, Männer. Machen wir eine Rauchpause.«

Auf der Suche nach einem gemütlichen Plätzchen verteilten sich die Arbeiter im Raum. Schon bald erglommen die ersten Selbstgedrehten und verströmten ihr herbes Aroma. Afanassi setzte sich auf eine Nagelkiste, wischte sich die verschmierten Hände an einem Lumpen ab und warf einen Seitenblick auf den anderen Novizen. Insgesamt hatten sie zwei Neue in der Brigade. Der Erste, Petro, war ein Einheimischer und Sohn einer beleibten Köchin aus dem dritten Wohnblock. An ihren Namen konnte sich Afanassi nicht erinnern – er war inzwischen etwas vergesslich ge-

worden. Der zweite Neue war dagegen ein »Zugereister«. So betitelten die Siedler etwas abschätzig die Emigranten aus dem Sankt Petersburger Untergrund, die bei der ersten Gelegenheit auf die Insel übersiedelt waren.

Um ehrlich zu sein: Diese Leute boten ein Bild des Jammers. Blasse Haut. Zerschlossene Kleidung. Nervöse, deprimierte Gestalten, die sich von den anderen Inselbewohnern abkapselten. Als man ihnen die Baracken zeigte, die für sie vorgesehen waren, hatten sie sich strikt geweigert, dort einzuziehen. Ihre notorische Angst vor der Oberfläche saß tief. Letztlich hatten sie sich für einen Erdkeller unter einem Lagerhaus entschieden. Dort saßen sie nun wie im Schneckenhaus. Die Mutigeren von ihnen wagten sich natürlich nach oben, um die Einheimischen kennenzulernen. Doch das waren die wenigsten. Das Leben in der Metro hatte Spuren hinterlassen.

Der Zugereiste saß schweigend in der Ecke. Als ihm jemand eine Selbstgedrehte anbot, nahm er dankend an. Doch anstatt sie anzuzünden, wickelte er sie in ein sauberes Tuch und steckte sie in die Brusttasche seiner Arbeitsjacke. Die anderen sahen einander verwundert an. Diese Zugereisten waren schon komische Käuze.

»Sag mal, Afanassi«, begann Bergin, »wozu wir brauchen eigentlich so viel Holz? Vor eine Woche sind wir schon gefahren. Vor zwei Wochen auch. Wozu das?«

»Überleg doch mal«, erwiderte der Brigadier und richtete den Blick auf den Fremdling. »Woraus sollen wir sonst die Häuser für die neuen Einwohner bauen?«

»Was wollen die denn mit Häuser?« Der fette Schwede grinste und winkte ab. »Die sitzen doch sowieso in ihre Keller wie Ratten.«

Der Flüchtling starrte mit unbewegter Miene auf den Boden und schwieg.

»Halt dich ein bisschen zurück, Bergin«, versetzte Großvater Afanassi. »Diese Leute sind auch so schon gestraft genug. Ich möchte

dich mal sehen nach so vielen Jahren unter der Erde. Ohne Licht und anständiges Essen. Und dann noch die ganzen Bestien, die dich verfrühstücken wollen ...«

»Ja, weil es keine Kampf dagegen gibt! Dieses Getier muss man ... *burn* ... Feuer machen. Aber die haben sich in Erde eingegraben. Obwohl Mensch kein Wurm ist!« Bergin bedachte den Neuling mit einem unverhohlenen geringschätzigen Seitenblick. »Bist du dort mal an die Oberfläche gegangen?«

Der Flüchtling hob den Kopf und sah den Schweden mit leeren Augen an.

»Ja«, antwortete er tonlos.

»Was ja?«

»Einmal war ich oben.«

»Und?«, bohrte der Schwede nach, sichtlich genervt, dass er seinem Gesprächspartner jedes Wort aus der Nase ziehen musste.

Der Übersiedler wurde weiß im Gesicht. Er kauerte sich zusammen, umfasste die Knie mit den Armen und starrte wieder auf den Boden.

»Zu siebt sind wir damals losgezogen. Holz holen ... Fünf von uns wurden aufgefressen. Meinen Kumpel habe ich auf den Schultern zur Station zurückgeschleppt. Er war übel zugerichtet, blutete wie ein Schwein und schrie wie am Spieß. Er hat mich angefleht, seinem Leiden ein Ende zu machen. Ich habe nicht hingehört und ihn trotzdem zurückgebracht. Einen Tag lag er im Fieberwahn. Dann starb er. Und am nächsten Morgen kroch ekliges Getier aus ihm heraus. Die zirpende Bestie hatte ihre Maden in ihm abgelegt. Mein Kumpel war eigentlich immer ein Glückspilz gewesen. Bis dahin.«

Der Schwede schaute den hageren Neuling mit versteinerten Miene an. Erst als die heruntergebrannte Zigarette im Mundwinkel seinen Bart versengte, besann er sich, spuckte die Kippe aus und klopfte dem Flüchtling auf die Schulter.

»Du ... also ... Ich habe Mist geredet. Sei mir nicht böse, Junge.«

»Böse? Wieso böse? Ewig dankbar werde ich euch sein, wenn ich bei euch bleiben darf. Ich bin hart im Nehmen. Ich werde arbeiten. Notfalls für drei! Das ist alles besser, als unter der Erde zu leben. In der Metro herrschen Hunger und Tod. Dort will ich nicht mehr hin. Nie mehr!«

»Schon gut, Junge, schon gut.« Bergin war sichtlich verlegen. »Jetzt erledigen wir Job und dann ... *come back* ... feiern wir deine Einstand. Bei uns auf der Insel gibt es süffige Braga. Dort lässt sich's leben!«

Die anderen Mechaniker nickten eifrig. Das Gespräch nahm nun einen deutlich entspannteren Verlauf. Man unterhielt sich über die Vorzüge diverser Kneipen, von denen es auf der Moschtschny ein gutes Dutzend gab. Auch der Flüchtling beruhigte sich und lächelte sogar zaghaft, als die anderen vom sorglosen Leben und Wohlstand auf der Insel schwärmten.

Im allgemeinen Überschwang achtete niemand darauf, dass plötzlich grelles Licht durch den Türspalt drang. Der Raum und alles, was sich darin befand, wurde für einige Sekunden in ein bizarres, bläuliches Licht getaucht. Erst als die eiserne Tür mit Getöse aufflog, hoben die Arbeiter den Kopf und sahen, wie Petro schreiend die Treppe herunterflog. Nach dem haarsträubenden Sturz krümmte sich der Junge am Boden und schlug sich heulend die Hände vors Gesicht.

Chaos brach aus. Einige sprangen dem Unglücksraben bei und versuchten, ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen. Die anderen stürmten zum Ausgang, um zu ergründen, was es mit dem grellen Licht auf sich hatte.

»Er ist blind!«, schrie jemand erschrocken. »Dem Jungen hat es die Netzhaut verbrannt!«

Erstaunlich behände kletterte der korpulente Schwede die Treppe hinauf. Er bemerkte als Erster das gleichmäßige Grollen, das von irgendwo dort draußen kam und stetig lauter wurde. Seine Zähne begannen plötzlich zu schmerzen. Einen Augenblick später wuchs sich das bedrohliche Geräusch zu einem ver-

heerenden Donner aus. Der Mechaniker wurde von Panik gepackt.

»Herre Jesus!«, stieß Bergin hervor, als er oben in der Tür stand.

Dem Schweden bot sich ein schockierendes, wahrhaft apokalyptisches Bild. Die wohlvertraute Silhouette der Insel mit ihren felsigen Ufern und grünen Alleen war spurlos verschwunden. An ihrer Stelle wuchs ein gigantischer Atompilz empor. Wie gelähmt beobachtete der Mechaniker, wie der monströse Feuerball sich immer mehr aufblähte und einen purpurroten Schein in den Himmel warf. Dann erzitterte der Boden unter seinen Füßen und das Deck begann zu wackeln. Von einer unsichtbaren Kraft wurde Bergin in den Maschinenraum zurückgeschleudert und schlug mit dem Rücken gegen einen Lüftungskanal.

Die »Babylon« wurde von einem Ausläufer der Druckwelle erfasst. Wie welches Laub fegten die entfesselten Luftmassen die Holzhütten von der alten Stahlkonstruktion. Die Unseligen, die sich gerade auf den Außendecks aufhielten, wurden von den Orkanböen ins Meer gerissen. Ein Steinhagel aus glühendem Schotter und Felsbrocken trommelte gegen die Bordwände der »Babylon«.

Kurze Zeit später brandeten tonnenschwere Wassermassen gegen die Bohrplattform, als wollten sie den menschengemachten Giganten einem Härtetest unterziehen. Die Stützgerüste knarzten bedrohlich, und die altersschwachen Schotten vibrierten. Stahlplatten wurden aus der rostigen Außenhaut gerissen und vom Meer verschluckt. Noch einmal wurde die »Babylon« heftig durchgerüttelt, dann glitt sie langsam vom Kamm der Monsterwelle herab. Hinter ihr schwamm eine Schleppe aus Segeltuchfetzen, Kleinholz und menschlichen Körpern.

Großvater Afanassi stützte sich auf seine zittrigen Arme und sah sich im Halbdunkel um. Die Beleuchtung war ausgefallen. Seine Leute lagen kreuz und quer durcheinander, viele stöhnten jäm-

merlich. Der Brigadier stand auf und tastete sich auf seinen steifen Beinen voran. Nach wenigen Schritten erkannte er die Silhouette des auf dem Boden liegenden Bergin. Eines seiner Beine war unnatürlich verrenkt und aus seinem Mundwinkel rann Blut.

»Die Insel ...«, krächzte der Schwede.

»Was?« Der Alte kniete sich neben Bergin hin und stützte vorsichtig den Kopf des Verletzten. In Afanassis Augen stand noch eine stumme Frage, doch die Vorahnung des Unausweichlichen legte sich bereits als finsterer Schatten über sein Gemüt. »Was ist mit der Insel?«

»Sie existiert nicht mehr ...«

Dieser lapidare, im Flüsterton gesprochene Satz schlug bei den Übrigen im Raum wie eine Bombe ein. Afanassi sah sich Hilfesuchend um. Als er den Zugereisten erblickte, zuckte der Alte zusammen. Der Flüchtling lehnte zusammengekauert an der Wand und schaute den Brigadier mit leeren Augen an. Das schüchterne Lächeln von vorhin war verflogen. Sein Gesicht war eine Maske der Ohnmacht, seine Lippen zitterten.

»Ich will nicht in die Metro zurück«, stammelte er tonlos. »Nie mehr ... nie mehr ...«

Der Laderaum der ramponierten »Babylon« füllte sich allmählich mit Menschen. Aus allen Winkeln der gigantischen Plattform strömten die Überlebenden herbei. Die einen in der Hoffnung, etwas über das Schicksal ihrer Verwandten zu erfahren, die sie auf der Insel zurückgelassen hatten. Die anderen, um ihren Schmerz zu teilen. In der Menge mischten sich zornige Schreie in das Weinen von Frauen und das Gejammer der Alten.

Das Stimmengewirr verstummte augenblicklich, als der Kapitän der »Babylon« das improvisierte Podest aus Zinkkisten bestieg. Der graubärtige alte Mann trug eine blutverschmierte Jacke, sein Arm war bis zum Ellenbogen verbunden und hing in einer Schlinge. Die Stirn über seinen buschigen Augenbrauen war von

tiefen Falten zerfurcht, aber seine Augen glänzten noch immer kalt und stählern.

Es hätte nicht verwundert, wenn der Kapitän an der Last der Verantwortung für das Schicksal der Überlebenden zerbrochen wäre. Doch der schwächliche alte Mann stand kerzengerade da, bereit, dem Unglück, das über sie alle hereingebrochen war, ins Auge zu sehen. Nur an der krampfhaften Art und Weise, wie er mit der gesunden Hand seinen Waffengurt umklammerte, konnte man erahnen, welche Überwindung es ihn kostete, Haltung zu bewahren. Lange ließ er den Blick über die Versammelten schweifen und verweilte dabei immer wieder auf den Gesichtern jener, die ihm besonders nahestanden. Dann begann er zu sprechen.

»Brüder und Schwestern! Wir haben einen schwierigen Weg hinter uns. Ängste, Krankheiten und Hunger waren unsere ständigen Begleiter. Doch auch wenn dieser Weg steinig und mühsam war, so hatten wir doch stets ein Ziel vor Augen, für das es sich lohnte, weiterzukämpfen. Was heute passiert ist, hat all unsere Hoffnungen auf eine bessere Zukunft mit einem Schlag zunichtegemacht. Ein solches Unglück hätten wir uns in unseren schlimmsten Albträumen nicht ausmalen können. Unser Zuhause wurde vernichtet. Unsere Verwandten, Liebsten und Freunde auf der Insel sind umgekommen. Viele von uns beklagen den Verlust von Eltern und Großeltern. Wir alle haben unser Dach über dem Kopf verloren.«

In der versammelten Menge machte sich Unruhe breit. Einige schluchzten leise, andere flehten mit inbrünstigen Gebeten die Gnade des Allmächtigen herbei.

»Auch unsere Nachbarn hat das Schicksal nicht verschont. Die Infrastruktur der Maly wurde zwar nicht zerstört, und die Strahlung hat die Insel nicht erreicht. Der radioaktive Fallout wird sie trotzdem unbewohnbar machen. Unsere vordringlichste Aufgabe besteht deshalb darin, die kleine Siedlung auf der Maly zu evakuieren, bevor es zu spät ist.«



Andrej Djakow

Die Reise in die Dunkelheit
METRO 2033-Universum-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-52939-7

Heyne

Erscheinungstermin: August 2012

Die Reise ins „METRO 2033-Universum“ geht weiter!

Nur wenige Menschen haben die Katastrophe des atomaren Weltuntergangs überlebt. Für den jungen Gleb, aufgewachsen in den U-Bahn-Tunneln unter dem zerstörten Sankt Petersburg, beginnt ein neues Leben, als er auf eine gefährliche Mission an die Oberfläche geschickt wird: ein Leben voller Abenteuer und tödlicher Gefahren. Doch die nächste Reise geht in die Tiefen der Metro hinab – dorthin, wo das wahre Grauen wohnt ...